

Leben am Rand?!

Geschichten aus Südbaden

Hg. von Andreas Morgenstern und Ute Scherb

verlag regionalkultur

# Inhaltsverzeichnis

Einführung .....	7
<i>Ute Scherb und Andreas Morgenstern</i>	
„14. Mai 1956 – rotblondes dreijähriges Kind zu verschenken“ – erlebte Kindheit ....	11
<i>Hans-Jürgen Wehrle</i>	
Von der Kuhweide ins Klassenzimmer: Hütekinder im Schwarzwald in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts .....	15
<i>Julia Heinecke</i>	
Schwarzwälder Hütekinder und Schweizer Verdingkinder. Ein Vergleich .....	31
<i>Heiko Haumann</i>	
Schulkinder als „Prügelknaben“ – Erfahrungen aus Schiltach .....	53
<i>Hans Harter</i>	
Anekdoten südbadischer Originale .....	71
<i>Karl Volk</i>	
Integrierter Außenseiter: Bernhard Bischler (1884–1965), der „Seher vom Kinzigtal“ .....	75
<i>Uwe Schellinger</i>	
Das Schicksal der Spengler- oder Vagantenfamilie Hartmann im 19. Jahrhundert .....	101
<i>Günther Klugermann</i>	
Vom Lebenskampf einer jüdischen Viehhändler-Familie aus Sulzburg .....	119
<i>Heidi Holecek und Daniel Meynen</i>	
„Unehelichkeit“ als Massenphänomen. Ledige Mütter und ihre Kinder im 19. Jahrhundert – das Fallbeispiel Südwestbaden.....	129
<i>Karin Orth</i>	
Autorinnen und Autoren .....	131
Orts- und Personenverzeichnis .....	133

## „14. Mai 1956 – rotblondes dreijähriges Kind zu verschenken“ – erlebte Kindheit

*Hans-Jürgen Wehrle*

Ich wurde als drittes Kind einer ledigen Magd geboren im Josefshaus in Freiburg. Dort blieb ich  $\frac{1}{4}$  Jahr, bis mich meine Mutter als Wäscherin abverdient hatte. Krankenkasse gab es keine. Den Namen von mir hat der Pfarrer bestimmt. Nach dieser Zeit ging meine Wanderschaft weiter nach Waldkirch, wo ich im Kinderhort der Barmherzigen Schwestern untergebracht war. Dort blieb ich ein halbes Jahr, dann zog ich nach Kollnau, wo wir bei einem Bäcker unterkamen.

Meine Mutter arbeitete dort für Kost und Logis. So zog ich mit meiner Mutter hin und her – zwei Jahre lang. Mit Müh und Not durfte ich dann auf dem elterlichen Hof meiner Mutter die folgende Zeit verbringen. Meine Oma aber drohte meiner Mutter: „Schaff den Bub weg, wohin ist egal, Hauptsache weg. Noch ein Fresser mehr am Tisch, das geht nicht“. Während meine Mutter ihr Geld als Köchin und Wäscherin am Ort verdiente, war ich bei dieser resoluten Oma, die mich oft unbeaufsichtigt ließ, weshalb ich von den Nachbarsfrauen aufgenommen, mit frischer Hose versorgt und verköstigt wurde. Ich durfte auch bei den Nachbarskindern mitspielen – und so ging das fast ein ganzes Jahr.

Irgendwann wurde bei dem Jugendamt gemeldet, dass bei der Bauersfamilie – auf dem sogenannten Fallerhof – ein verwahrlostes Kind sei und ins Heim müsse. Eine Geschäftsfrau aus dem Tal nahm die Sache in die Hand und sorgte für Abhilfe.

Sie kannte eine Bauersfrau, die bei ihr früher als Magd tätig war und flehte sie an mit den Worten: „Rosa, nimm den Buben auf, er ist überall unwert“. Sie, die Rosa also, war verheiratet mit einem Witwer und dessen drei Kindern; dazu kamen zwei eigene Kinder, die alle älter waren als ich und zum Teil schon verheiratet. Diese gute Frau sagte der Geschäftsfrau zu und nahm mich an, mit der Zusage: „Ich behalte ihn mal für ein paar Wochen“.

Nun begann meine Zeit in Obersimonswald – auf dem Simonshof –, von der ich fast nur Gutes berichten kann. Kleider für mich besorgte meine Pflegemutter bei den Nachbarn und bei Feriengästen, die damals schon auf dem Hof waren. Als Schlafstätte diente mir eine kleine Kammer, wo ich in den ersten Jahren auf einem „Helmensack“ (Strohsack) schlief. Im Winter diente ein heißer Backstein als Bettwärmer. Zu essen hatte ich genug. Am Tisch selbst durfte man sich nichts nehmen, es wurde einem geschöpft und gereicht. Zu meiner Pflegemutter und ihrem Mann musste ich „Ihr“ sagen – also „Ihr Tante“ und „Ihr Vetter“. Mein erstes Stück Kuchen – eine Buttercremetorte – aß ich 1958 bei der Hochzeit von einer Tochter der Bauersleute.

Die erste Kinderarbeit war für mich Schweine hüten. Sechs Schweine waren es und es machte mir Spaß. Später war das Jungvieh hüten anstrengender, besonders im Sommer, wenn das Ungeziefer böse war.

1960 kam ich zur Schule. Meine erste Schulhose war geschneidert aus einem alten Mantelstoff. Vom Nachbarhof ging noch ein Junge gleichen Alters mit mir auf dem Schulweg, der eine Stunde Weges war. Unterwegs stießen noch zwei Buben dazu und somit waren wir eine nette Bande.

1962 erkrankte ich an Gelbsucht und hatte Würmer, die so groß waren wie ein Regenwurm. Ich war abgemagert und blass. Da kam ich in Erholung nach Bad Imnau, dort blieb ich sechs Wochen, begleitet von ständigem Heimweh.

1963 kam ich zur Kommunion. Kleider und sonstiges Zubehör bekam ich von Leuten aus dem Dorf. Es war eine Freude für mich, einmal im Anzug zu gehen. Der Pfarrer sagte zu mir: „Lade auch Gotti und Götti ein zum Fest“. Ich sagte zu ihm: „Ich kenne keine Paten“. Auf Nachfrage bei meiner Mutter, die ich einmal im Jahr besuchen durfte, erfuhren wir in Freiburg im Taufeintrag den Namen meiner Gotti.

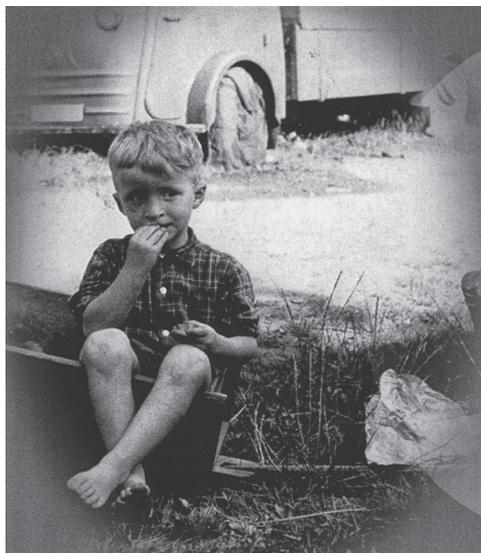
Sie selbst wusste auch nichts davon. So lernte ich mit zehn Jahren meine Patin kennen, von einem Götti war nie die Rede – also gut. Ebenso nicht wer mein Vater ist oder wo er wohnt.

Eines Sonntagmorgens kam eine alte Frau zu mir beim Kirchgang, gab mir eine Mark um einen Wecken zu kaufen und sagte zu mir: „Du gehörsch doch dem Bachsepp“, also das war angeblich mein Vater.

Zu Hause fragte ich, wer ist denn der Bachsepp. Meine Pflegemutter meint: „Ach Bub – das erzähle ich dir später einmal“, und das war es dann. Anmerkung: Bei meiner Geburt war mein leiblicher Vater schon acht Jahre verheiratet und hatte selbst fünf Kinder. Im Dorf wurde auch erzählt: Meine Mutter hätte ein „lustiges Fiedle“, sie gebe sich gern mit Männern ab. Für mich war das nicht einfach zu verstehen – auch später nicht. Oft hab ich geweint und zu mir gesagt, warum darf ich nicht auch mal zu jemandem Vater und Mutter sagen, wie andere Kinder. Aber auch das ging vorbei.

In der Schule war ich nicht der Beste. Zeit zum Lernen war wenig. Nach dem langen Schulweg musste man gleich mithelfen, wo man gebraucht wurde, bis abends zu den Stallarbeiten, Schoren (Stall ausmisten), Heu holen usw. Die Hausaufgaben habe ich oft bei meinem Schulkameraden morgens abgeschrieben.

In den Sommerferien musste ich im Feld beim Heuen die Ochsen führen und sonstige Feldarbeiten verrichten. Dann wurden Beeren und Pilze gesammelt und ver-



*Der Autor mit sechs Jahren (privat).*

## Von früh bis spät: Hütekindalltag

Der Tag begann für das Hütekind früh – meist zwischen 5 und 6 Uhr morgens. Dann ging es für die Jungen direkt in den Stall, wo sie beim Ausmisten, Kälberfüttern und „Rabmelken“, dem Anmelken, halfen. Nach der gemeinsam eingenommenen Morgensuppe wurde „ausgefahren“: Das Vieh – neben Kühen auch Schafe und Ziegen – wurde aus dem Stall Richtung Weide getrieben. Die Weide lag nicht unbedingt in Hofnähe, so dass manches Kind mit den Tieren einen Weg von bis zu mehreren Kilometern zurücklegen musste. Auf dem Weg und auf der Weide war es vordringliche Aufgabe des Kindes, dafür zu sorgen, dass sich das Vieh nicht sprichwörtlich „vom Acker machte“, sondern zusammenblieb, und dass die Weide Stück für Stück und nicht durcheinander abgegrast wurde (das sogenannte „Sticklehirte“). Je nach Größe und Zusammensetzung der Herde konnte diese Arbeit entspannend oder anstrengend sein. Manches Kind hatte nur drei bis fünf Tiere zu beaufsichtigen, manchmal umfasste die Herde über 50 Stück Vieh. Ein einzelnes Hütekind konnte maximal circa 20 Tiere beaufsichtigen; waren es mehr, gab es in der Regel ein zweites Hütekind, was natürlich das Hüten angenehmer machte. Gemischte Herden werden als anstrengender beschrieben, vor allem Ziegen machten Ärger und waren schwer zu beaufsichtigen. Das war natürlich das Wichtigste: dass der Hirtenbub oder das Hirtenmaidle mit derselben Stückzahl Vieh zurückkam, mit der er oder sie zuvor ausgefahren war.

Noch vor 12 Uhr wurde „eingefahren“. Es ging zurück zum Hof und das Vieh kam über die heißeste Zeit des Tages in den Stall. Das Kind aß schnell etwas zu Mittag und machte sich dann auf in die Schule. Zur Hütesaison passte sich die Schule den Erfordernissen der Landwirtschaft an, und so fand der Unterricht zwischen 12.30 und 16 Uhr statt. Auch der Schulweg konnte mehrere Kilometer betragen, und wie-



*Auf dem Weg zur Weide (Foto © Karl Wehrle).*

der wurde dieser zu Fuß (und unter Zeitdruck) zurückgelegt. Nach dem Unterricht ging es zurück auf den Hof und erneut auf die Weide, bis es dämmerte – das heißt, je länger die Tage waren, desto später endete der Arbeitstag des Hütekindes. Nach der erneuten Stallarbeit gab es Abendessen, und selbst danach war noch nicht Schluss, da oft noch Hausaufgaben anstanden.

## Auf der Weide

Aus heutiger Perspektive vermag es zu erstaunen, dass Bauern die Verantwortung für ihren höchsten Wert, ihre Milchkühe, in so junge Hände legten – und die Kinder waren sich ihrer Verantwortung sehr wohl bewusst.

Um ihr Vieh in Schach zu halten, gab es die Geißel. Allein das Knallen mit dieser Peitsche sorgte bei den Tieren für Respekt. Ferner brachte das Hütekind in der Regel einen Brotbeutel mit einem Vesper mit auf die Weide, in dem sich manchmal auch Schulsachen befanden. Großes Glück hatte das Kind, wenn es ein Messer besaß, das sich in jeder Lebenslage als nützlich erweisen konnte.

Schlechtes Wetter, gar Gewitter, waren kein Grund, das Hüten abubrechen. Als Regenschutz diente häufig ein alter Kartoffelsack, bei dem eine Ecke in die gegenüberliegende gesteckt wurde, so dass eine Zipfelmütze entstand, die sich das Kind auf den Kopf setzen konnte. Natürlich war die Zeit, in welcher derlei Schutz dem Regen standhielt, begrenzt, so dass das Kind schließlich komplett durchnässt war. Die Jungen trugen eine kurze Hose und liefen stets barfuß – Schuhe waren in jenen Tagen ein echter Schatz, den man nicht bei der Weidearbeit ruinierte. Waren die nackten Füße ausgekühlt, gab es ein probates Mittel, um diese für ein kleines Weilchen zu wärmen: Der Hirtenbub stellte sich einfach in einen frischen Kuhfladen.

Die Kinder vertrieben sich die Zeit unterschiedlich. Manche waren so beschäftigt, ihre Herde unter Kontrolle zu halten, dass sie damit voll ausgelastet waren. Andere kamen zum Lesen, Auswendiglernen für die Schule oder sogar zum Spielen mit einem anderen Hütekind. „Wir hen aus Pappe so ein Schachbrett gehabt und Figuren ausgeschnitten und hen als am Berg miteinander Schach gespielt“, erinnert sich Peter Scherzinger.<sup>13</sup> Auch Schnitzen, Versteckspielen mit einem zweiten Hirtenbuben, Bäumeklettern, Unterstandbauen und die Beschäftigung mit den Tieren gehörten zum Zeitvertreib auf der Weide. Andere wiederum bekamen von der Bäuerin einen Korb in die Hand gedrückt mit der Order, Pilze oder Heidelbeeren zu sammeln.



*Hirtenbubenromantik (Foto © Konrad Mayer).*

---

13 Ebd., S. 38.

# Schwarzwälder Hütেকinder und Schweizer Verdingkinder. Ein Vergleich

*Heiko Haumann*

## Hütেকinder im Schwarzwald

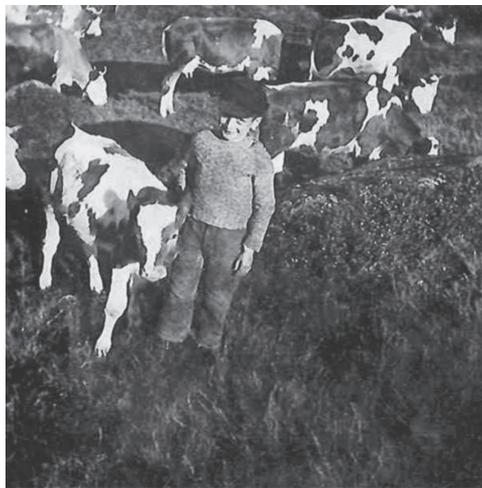
Im Sommer 1949 kam der damals zehnjährige Franz Burger vom Dreherhof in Yach als Hirtenbub auf den Schänzlehof am Rohrhardsberg. Sein Vater hatte, als er beim Heuen „auf dem Wald“ sein Einkommen aufbesserte, erfahren, dass der Schänzlebauer einen Hirtenbuben suchte und die Sache festgemacht. Bei einer Familie mit neun Kindern und einer kleinen Landwirtschaft, die wenig abwarf, war man froh, wenn man ein Kind weniger ernähren musste. Der Fußweg zwischen beiden Höfen dauerte rund zwei Stunden. Höchstens zwei Mal im Jahr konnte Franz nach Hause gehen. Er hatte großes Heimweh, obwohl er auf dem Schänzlehof gut behandelt wurde. Fast ebenso weit war der Weg zur Kirche in Schonach, die Franz jeden Sonntag besuchen musste. Er hatte ein Zimmer mit Bretterboden über dem Viehstall. Schlafen konnte er auf dem „Helsesack“, einem Sack mit Haferspreu. Im Winter nahm er abends einen Backstein mit ins Bett, der vorher im Kachelofen aufgewärmt worden war. Einmal waren morgens seine Schuhe unter dem Bett angefroren. Für sein „Zeug“ hatte er einen „Kasten“, einen



*Franz Burger mit seiner Viehherde beim Schwedenkreuz auf dem Rohrhardsberg, vermutlich 1950 (Privatbesitz Franz Burger).*

kleinen Schrank. Besonderen Anschluss fand er an die Altbäuerin, die ihm eine Ersatzmutter wurde, und an den 18-jährigen Bruder des Bauern, der als Knecht auf dem Hof arbeitete. Dieser rettete ihn auch einmal in einem Schneesturm.

Zum Frühstück gab es eine Hafermilchsuppe, Brot und Butter waren genug vorhanden, überhaupt war das Essen gut – „besser als daheim“. Mittags aßen sie oft Gebackenes, Stribili oder Waffeln, abends dann Brot- oder Hafermilchsuppe. Zum Hüten bekam Franz Burger ein ausgehöhltes Brotstück, das mit Butter und „Napfkäse“ – Quark, der hier auch Bibbilis-Käse genannt und in einem Napf hergestellt wurde – gefüllt war. Was er nicht wollte, gab er den Kühen. Buttermilch konnte er sich, so viel er wollte, im Milchhäusle holen. Oft trank er auch direkt an der Kuh, wenn er Durst hatte. Einen Strohmantel oder einen Sack als Schutz gegen Regen, wie ihn Hirtenbuben andernorts hatten, kannte Franz nicht. Er trug eine strapazierfähige Zwillichose.



*Franz Burger mit „Sterni“ (Privatbesitz Franz Burger).*



*Mit Kameraden auf dem Schulweg: Hermann Schätzle, Erich Schätzle, Franz Burger (Privatbesitz Franz Burger).*